

Rede von Mohsin Hamid

Eröffnungspressekonferenz Frankfurter Buchmesse 2022

Aus dem Englischen von Monika Köpfer

Als Kind in den 1970ern in Kalifornien glaubte ich, dass sich die Welt stetig verbessern würde. Das lag doch, so schien es mir, auf der Hand; schließlich befanden wir uns im Prolog von Science-Fiction. In der Woche, in der ich geboren wurde, traf bereits das vierte Menschenpaar auf dem Mond ein und nahm seine Mission in Angriff. Als Sechsjähriger verfolgte ich im Fernsehen die Berichte über das erste Space-Shuttle, mit dem nur wenige Stunden von unserem Haus entfernt Testflüge unternommen wurden. Ich habe wunderschöne Briefmarken von damals aufbewahrt, die die Viking-Sonden auf dem Weg zum Mars zeigen.

In den 1980ern lebte ich in Pakistan. Wir hatten einen schrecklichen Diktator und spürten die Nachwehen des sowjetisch-amerikanischen Stellvertreterkriegs in Afghanistan. Aber in der relativen Sicherheit unseres behaglichen Viertels glaubte ich noch immer, die Welt würde zusehends besser werden. Und tatsächlich, als ich siebzehn war, starb unser Diktator und eine junge Frau namens Benazir Bhutto wurde zu unserer Premierministerin gewählt; ein Jahr später zogen sich die Sowjets aus Afghanistan zurück, und in Berlin fiel die Mauer.

Die 1990er verbrachte ich in den Vereinigten Staaten. Die amerikanische Wirtschaft boomte, jedenfalls für Studenten an Eliteuniversitäten wie mich. E-Mail und Internet wurden geboren und Webbrowser und Dotcoms. Freunde von mir brachen ihr Studium ab oder kündigten ihre Jobs, um Firmen zu gründen und Multimillionäre zu

werden. Manchen gelang es sogar. Sicher, es gab Kriege und Genozide und ein zunehmendes Bewusstsein dafür, dass fossile Brennstoffe möglicherweise ein Problem sein könnten, aber doch gewiss keins, dachte ich, dass Technologie und Demokratie und die Märkte nicht in den Griff bekommen könnten.

Die 2000er waren dann schon problematischer für mich, aber irgendwie blieb mein Optimismus größtenteils intakt. Das Jahrzehnt verbrachte ich in London, und von dort sah ich (im Fernsehen) die Zwillingstürme einstürzen, verfolgte die Invasionen in Afghanistan und Irak, und wie Zehntausende bei terroristischen und Anti-Terrorismus-Gewaltakten in Pakistan starben. Auf westlichen Flughäfen wurde ich zur Durchsuchung herausgepickt, wurde stundenlang von der jeweiligen Einwanderungsbehörde festgehalten und befragt. Die Finanzkrise war über Nacht da und drohte Volkswirtschaften in die Knie zu zwingen. Doch noch immer vertraute ich darauf, dass diese katastrophale Ära vorbeigehen würde. Ich glaubte, dass der Trend zum Besseren wieder zurückkehren würde.

Auch in den 2010ern, die ich wieder in Pakistan verlebte – zwang ich mich größtenteils noch, positiv zu bleiben. Ich zwang mich, den ganzen syrischen Krieg über irgendwie noch an eine Besserung zu glauben. Ich zwang mich den Brexit hindurch und nach der Wahl Donald Trumps zum amerikanischen Präsidenten, es zu glauben. Ich zwang mich dazu, als in Pakistan Bürgerrechte, Pressefreiheit und Demokratie zurückgebaut wurden; zwang mich während der schrecklichen Flut in Pakistan 2010 dazu, angesichts des schockierend schnellen Rückzugs der Gletscher im Himalaya, und an dem brütend heißen Tag im Jahr 2017, als in meinem Heimatland ein Hitzerekord von 53,7 Grad Celsius

registriert wurde.

Und dann, irgendwann im Jahr 2020, als die Covid-Pandemie ausbrach und jedes Land sich selbst das nächste war und Grenzen dicht gemacht wurden und es viele Wochen lang keine Flüge nach und von Pakistan gab und Schulen und Büros geschlossen waren und die Mobilität eingeschränkt war und man nachts wieder die Sterne sehen konnte, weil die Luftverschmutzung zurückgegangen war, und es überall Bienen und Schmetterlinge und Vögel gab und es in meiner Zwölf-Millionen-Stadt still war, konnte ich mich nicht mehr dazu zwingen, daran zu glauben, und ich stellte fest, dass mein Glaube an eine unweigerliche Besserung der Welt verschwunden war.

Ich glaubte nicht mehr, dass unsere Welt immer besser werden würde. Über das Handy oder den Computer sprach ich mit Freunden, jenen in meiner Heimatstadt als auch jenen, die auf der ganzen Welt verstreut sind, und ich stellte fest, dass auch sie nicht mehr daran glaubten. 2021 wurde ich fünfzig, und statt Feierstimmung brachte mein Geburtstag eher ein Gefühl der Verwirrung und des Verlusts mit sich, das ich sowohl vor mir selbst auch als vor anderen zu verbergen suchte.

Oft halte ich in zahlreichen verschiedenen Ländern Vorträge in Schulen und Universitäten und bekomme häufig von jungen Menschen zu hören, dass sie das, was ich einmal glaubte, noch nie geglaubt haben. Sie haben noch nie geglaubt, dass die Welt besser werden würde. Im Gegenteil hatten sie schon immer den Eindruck, dass alles nur schlimmer würde. Ihre Eltern mochten in einem weniger von Krisen gebeutelten Zeitalter gelebt haben. Aber ihre Generation stand nun vor der Aufgabe, angesichts steigender Unsicherheit und Angst irgendwie

ihr Bestes zu geben.

Anfangs bemühte ich mich noch, ihnen zu erklären, dass ich all die Jahre über an eine Besserung hatte glauben können, weil ich gedacht hatte, es gebe eine ganz klare Formel für Fortschritt, nämlich die Formel für Demokratie plus Naturwissenschaft plus Wirtschaftswissenschaften. Doch noch während ich dies sagte, wurde mir klar, dass das Fundament meiner Überzeugung sowohl einfacher als auch tiefgründiger war. Ich hatte geglaubt, die Welt würde deshalb besser werden, weil ich auf die Unwiderstehlichkeit von Kooperation vertraut hatte.

Aber in letzter Zeit geht es in Sachen Kooperation kontinuierlich rückwärts. Wir wissen, dass wir ohne Kooperation Probleme wie die Klimakrise, soziale Ungleichheit, Migration, Krankheiten oder Massenvernichtungswaffen nicht angehen können. Und dennoch scheinen wir fest entschlossen zu sein, immer weniger zu kooperieren. Unsere Welt ist im Begriff, in sich beargwöhnende Nationen und Clans und Stämme zu zerbrechen.

Ich weiß nicht, warum das so ist, habe mir aber, wie alle, meine eigenen Theorien zurechtgelegt. Eine dieser Theorien ist, dass wir uns seit Langem nehmen, was uns nicht zusteht. Wir haben künftigen Generationen riesige Geldsummen weggenommen, und zwar in Form von Schulden. Der Vergangenheit haben wir den Sonnenschein von Millionen von Jahren geraubt, in Form fossiler Energien. Wir haben die Grundwasserleiter geplündert und unsere Flüsse und die Luft verschmutzt. Wir haben unsere Armen und Schwächsten ausgebeutet. Wir haben im großen Stil gestohlen. Und jetzt sind wir erwischt worden. Unsere Strafe ist die Zerstörung unserer natürlichen und

gesellschaftlichen Habitats. Diese Zerstörung nehmen wir als Verringerung unseres Potenzials wahr. Wir spüren, dass der Kuchen kleiner wird. Und daher müssen wir alle uns schnell ein möglichst großes Stück schnappen.

Irgendwann werden neue Lösungen gefunden werden, bessere und fairere Möglichkeiten, Energien zu nutzen, Volkswirtschaften aufzubauen und Gesellschaften zu organisieren. Und wenn es soweit ist, werden wir unsere Abwendung von Kooperation rückgängig machen. Aber bis dahin haben wir es mit so gewaltigen Risiken zu tun, wie unsere Vorfahren sie nie erlebt haben. Und während wir polarisieren und tribalisieren, unterscheiden wir uns in einer wesentlichen Dimension von früheren Zivilisationen. Wir sind bei Weitem mächtiger. Der Schaden, den wir einander und unserem Planeten zufügen können, ist im Hinblick auf die Tragweite und Komplexität beispiellos. Deswegen müssen wir uns gegen den Trend der Abkehr von Kooperation stemmen.

Einige von uns müssen gegen den Strom schwimmen.

Und damit komme ich zu guter Letzt auf Romane, die Literatur zu sprechen. Die Zukunft der Menschheit wird von den Geschichten, an die wir gern glauben wollen, geformt. Und was die Fiktion betrifft, haben wir drei auf die breite Masse abzielende Storytelling-Methoden: Kino, Fernsehen und Bücher. Kino und Fernsehen zeigen uns eine Welt, die wie unsere Welt aussieht. Die Menschen schauen wie Menschen aus. Bäume schauen wie Bäume aus. Das Publikum dieser Geschichten sind Zuschauer.

Aber Bücher sind etwas anderes. Der Inhalt von Büchern sieht

überhaupt nicht wie unsere Welt aus. Wenn wir ein Buch aufschlagen, begegnen wir Buchstaben und Satzzeichen auf weißem Grund. Wir selbst erzeugen dann mittels unserer Vorstellungskraft Menschen und Orte und Ansichten und Töne. Leser eines Buchs sind keine Zuschauer. Sie sind Erschaffende, inspiriert vom Quellcode des Textes, den sie in Händen halten.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen schreiben keine Romane. Sie schreiben halbe Romane. Erst die Leser und Leserinnen erwecken diese halben Romane zu dem, was sie als Romane erleben. Lesende sind die Regisseure und Kameraleute des jeweiligen Roman-Films, der vor ihrem geistigen Auge abläuft. Ein Buch zu lesen heißt, sich an einem radikalen Akt der Co-Kreation zu beteiligen. Und ein Buch zu schreiben heißt, einen anderen Menschen zu einem Rollenspiel in einen Raum, in dem nur sie beide sind, einzuladen. Es ist im Grunde wie bei den Rollenspielen, die wir als Kinder spielten, wenn wir zum Beispiel bei Freunden zu Besuch waren und so taten, als handelte es sich um eine Teeeinladung, oder wenn wir irgendwo im Freien so taten, als wären wir Piraten und sagten, der Baum da, das ist der Schiffsmast und das Gras ist der Ozean, und die gefallen Blätter dort sind Haiflossen.

Aber wenn wir erwachsen werden, neigen wir dazu, diese Spiele hinter uns zu lassen. Als Erwachsene beteiligen die meisten von uns sich nicht mehr an derartigen Rollenspielen. Allein schon die Vorstellung, es zu tun, scheint uns irgendwie peinlich zu sein. Es sei denn, wir sind allein und greifen zu einem Buch und gestatten uns, im Geiste mit einer anderen Person zu spielen, einer Person, die wir nicht kennen und die auch nicht anwesend ist, einem Schriftsteller oder einer

Schriftstellerin.

Während sich unsere Welt von Kooperation abwendet, werden Romane umso wichtiger. Nicht nur, weil sie uns Geschichten von Menschen erzählen, die anders sind als wir, und uns erlauben, mit ihnen mitzufühlen, und uns dazu ermuntern, die Trennlinien zwischen einer Gruppe und einer anderen verschwimmen zu lassen. Nein, Romane sind auch wegen ihrer Form so wichtig, denn ein Buch zu schreiben und zu lesen ist an und für sich schon ein hoffnungsvoller Akt der Kooperation. Romane entspringen unserem Wunsch nach der Fruchtbarkeit, die entsteht, wenn wir uns der Tatsache entsinnen, dass wir selbst uns und unsere Welt kraft unserer Vorstellung erschaffen, dass wir gemeinsam die Autoren dessen sind, was wir Wirklichkeit nennen, und dass wir eine andere erzeugen können.

In einer Welt, die im Begriff scheint, in eine Phase der Dunkelheit einzutreten, sind Romane ein Häufchen Glut, das wir in unseren Händen bergen, die Glut der Möglichkeiten.

Sie ruft uns in Erinnerung, dass wir unsere Welt gemeinsam erneuern können.

Und, noch viel wichtiger in unserer Zeit des Sich-Abwendens, sie ruft uns in Erinnerung, dass wir es wollen.

Frankfurt, 18.10.2022

Es gilt das gesprochene Wort